

TROPEN



DIE ERSTEN TAGE VON BERLIN

ULRICH

GUTMAIR

DER SOUND DER WENDE

SACHBUCH

VI. STANDORTFAKTOR

Alles ist möglich, Berlin ist frei

Zehn Tage nach der Love Parade spaziert der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika mit Einheitskanzler Helmut Kohl durchs Brandenburger Tor. Dort hält Bill Clinton seine Rede *to the People of Berlin*. Clinton sagt auf Deutsch: »Nichts wird uns aufhalten. Alles ist möglich. Berlin ist frei.« Das Protokoll vermeldet an dieser Stelle Applaus der People of Berlin. Clinton wiederholt auf Englisch: »Berlin is free.« Erneuter Applaus. Dann macht sich der Präsident mit seiner Wagenkolonne auf eine Besichtigungstour durch die Stadt. Es ist der 12. Juli 1994.

Wer Mitte nach der Wende nicht erlebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie es war, sagt Ritz Mollema. Er meint Momente wie jenen, als er mit seinen Freunden auf der Bordsteinkante in der Oranienburger Straße saß und Bill Clinton vorbeifuhr. »Natürlich war da Sicherheit auf den Dächern. Aber wir saßen hier am Straßenrand, und da kam er an, Fenster auf:

Bill Clinton.« Ritz Mollema ist ein gutaussehender Mann mit vielen Lachfalten im Gesicht. Er wurde 1963 in Holland geboren, seit 1991 hat er die meiste Zeit in Berlin gelebt, immer in unmittelbarer Nähe des Tacheles, in den Straßen ums Oranienburger Tor. Ritz Mollema arbeitet als Journalist, als Projektmanager, Hoteldirektor und als Koch auf einem Restaurantschiff. Einige seiner alten Freunde leben wie er immer noch in der Gegend. Ritz Mollema findet es gut, dass es nicht mehr so wie früher ist. Ihm falle das vielleicht leichter, als Holländer, sagt er. Aber immerhin seien nach der Wende hier die neuen Subkulturen des neuen Deutschlands entstanden. »Das kann man nicht herunterreden. Das verbindet mich mit der Umgebung.«

»Anfang der Neunziger gab es in der Gegend mehrere besetzte Häuser, in der Tucholskystraße, in der Linienstraße, in der Auguststraße, in der Bergstraße, in der Kleinen Hamburger, und so weiter«, sagt er. »Und dann gab es noch die Engländer und die Iren, die damals wegen des Baubooms hier lebten. Es wurde ohne Ende gebaut, und dafür sind sie rübergeholt worden. Das war ein Miteinander, manchmal auch ein Gegeneinander, und ich war so ein bisschen der Verbindungsmann zwischen den Gruppen. Ich habe übersetzt. Wenn es Spannungen gab, habe ich vermittelt. Alle kannten mich, und ich habe eigentlich nirgendwo dazugehört.« Damals ist das Obst & Gemüse gegenüber vom Tacheles Ritz Mollemas Stammkneipe. »Da liegen die Wurzeln«, sagt er. »Man hat in der Zeit nichts anderes gemacht, als abends Bier am Tresen vom Obst & Gemüse zu trinken. Dann ist man wieder rüber in den Garten vom Tacheles, und dort hab ich Joints verkauft. Ein

Freund von mir aus Holland kam ab und zu mit dem Zug hierher. Er hatte immer einen riesigen Briefumschlag dabei. Auf den hat er mit großen Buchstaben geschrieben: »Herrn Regierender Oberbürgermeister Eberhard Diepgen«. Der Umschlag war voll mit Marihuana. Mein Freund war komplett unverdächtig, weil er schon sechzig war. Da hab ich also Joints gedreht und verkauft. Ich wusste aus Holland, dass es ganz praktisch ist, wenn man vorgedrehte Joints kaufen kann.«

Nach dem Tod von Klaus Fahnert, der zehn Jahre am Kiosk von Serdar Yildirim auf seinem Campingstuhl gesessen hatte, eröffnete Ritz Mollema im Netz einen Blog, damit sich die Trauergemeinde austauschen kann. Er ist immer noch online. »Ich hab den Blog relativ schnell gemacht, mit den Informationen, die ich hatte. Ich hab mich gewundert, dass Leute das so schnell gefunden haben. Die wenigsten kannten seinen Nachnamen«, sagt Ritz Mollema. »Ich habe Klaus sehr gut gekannt. Er war sehr freundlich und zugänglich, die Kinder hatten keine Angst vor ihm, und auch die Hunde nicht. Daran merkt man, dass Vertrauen da ist. Ich bin ihm immer wieder über den Weg gelaufen und habe ihn auch irgendwann unterstützt. Als ich eine Weile allein in der Hannoverschen Straße gewohnt habe, konnte ich ihm ein bisschen helfen. Da konnte er einmal die Woche bei mir duschen und zur Ruhe kommen. Man hat ihm keinen Gefallen damit getan, wenn man ihm eine Wohnung oder ein Zimmer angeboten hat, er hat sich wohler gefühlt auf der Straße.« Der soziale Kosmos, in dem Klaus Fahnert ein Dach über dem Kopf hatte und trotzdem frei sein konnte, existiert nicht mehr.

Vermutlich war der Dachboden in der Mauerstraße 15 der letzte Wohnsitz von Klaus Fahnert. Als die Besetzer im Winter 1994/95 das Haus verlassen müssen, werden ihnen Wohnungen angeboten. Manche lehnen ab. Micha lebt eine Weile im Dachboden der Kronenstraße 3. Wohin Klaus Fahnert geht, ist unbekannt. Ein Jahr später erscheint er vor dem Kiosk von Serdar Yildirim, wo Ritz Mollema ihn kennenlernt. Von der Mauerstraße aus muss man nur ein kleines Stück zur Friedrichstraße laufen. Ab dann geht es immer geradeaus Richtung Norden, über die Weidendammer Brücke bis zum Oranienburger Tor. Der Kiosk von Serdar Yildirim hat für Klaus Fahnert bald Elektro und Friseur ersetzt.

Eines Tages kommt er von einer Reise nach Bonn mit einem gebrochenen Bein zurück. »Es hat sich entzündet und hat furchtbar ausgesehen«, erinnert sich Ritz Mollema. Er begleitet Klaus Fahnert in die Praxis von Jenny De La Torre, die sich die medizinische Hilfe und Versorgung von Obdachlosen zur Aufgabe gemacht hat. Die Ärztin untersucht Klaus Fahnert und stellt fest, dass die Gefahr einer Thrombose besteht. »Es wurde Winter, und er musste von der Straße weg. Sonst würde es ihm sein Bein kosten«, sagt Ritz Mollema. Um für Klaus einen Platz zum Überwintern zu finden, muss Ritz Mollema aber zuerst seine Identität wiederherstellen. Seit Jahrzehnten ist der Obdachlose nirgendwo gemeldet. Für die Behörden existiert er nicht mehr. Ritz Mollema recherchiert in der Gemeinde in Nordrhein-Westfalen, aus der Klaus Fahnert stammt. Irgendwann findet ein Beamter Spuren von Klaus Fahnert in den Akten, er bekommt einen Ausweis. »So hat er den Winter

in einem Obdachlosenheim in der Lehrter Straße verbracht. Wir haben uns oft zusammengesetzt in dieser Zeit. Er hat angefangen zu schreiben über seine Vergangenheit und seine Familie. Was mich wunderte, war, dass er auf einmal sehr religiös wurde. Da ist etwas in ihm aufgestiegen.« Klaus Fahnert beginnt zu erzählen, wie er als junger Mann in ein katholisches Heim gegeben wird. »Da hat er die schlimmsten Sachen erlebt, er war dort jahrelang, bis zu seinem 26. Lebensjahr, soweit ich mich erinnere«, sagt Ritz Mollema. »Klaus erzählte Fragmente aus seinem Leben, immer mal wieder, weil man sich auf der Straße trifft. Man trinkt ein Bier zusammen, er saß ja immer zwischen dem Kiosk und dem Imbiss. Im nachhinein habe ich das aufgearbeitet und festgestellt, dass alles stimmte, was er mir erzählt hat.« Klaus Fahnert leidet unter Schizophrenie. Meist kann man sich mit ihm gut unterhalten, manchmal geht es nicht. »Am Ende wurde er immer unzugänglicher. Er ist nie aggressiv geworden, aber man hat ihn nicht mehr erreicht. Im letzten Jahr vor seinem Tod war er sehr verschlossen«, sagt Ritz Mollema.

Nach dem Winter im Obdachlosenheim kehrt Klaus wieder auf die Oranienburger Straße zurück und sitzt auf seinem Campingstuhl neben Serdar Yildirims Kiosk. »Geschlafen hat er meistens auf dem Tacheles-Gelände, unter einem einfachen Obdach«, sagt Ritz Mollema. »Das Ende war dann ganz plötzlich. Er war nicht da, als ich ihn besuchen wollte. Ich habe gefragt: Wo ist er? Im Kiosk haben sie gesagt: Die haben ihn in die Charité gebracht.« Serdar Yildirims Mutter arbeitet an diesem Tag im Kiosk. »Die Mitarbeiter vom Imbiss haben ihn um

vier Uhr morgens aufgefunden, neben meinem Kiosk. Der Kollege hat die Feuerwehr gerufen. Sie sind gekommen und haben ihn zur Charité gefahren. Er hatte sich in der letzten Zeit schwach gefühlt. Der Körper machte nicht mehr mit. Er wollte nicht mehr Bier trinken, sondern Wodka, um warm zu werden und wegen der Schmerzen«, sagt Serdar Yildirim.

Klaus Fahnert wird am 30. November 2005 um 3.42 Uhr von einem Krankenwagen der Berliner Feuerwehr in die Charité gebracht. Nachdem in der Rettungsstelle ein EKG gemacht worden ist und die Blutwerte untersucht worden sind, geben die Ärzte Klaus Fahnert Betablocker. Weil es in der Nacht zum 1. Dezember kalt ist, die Temperatur liegt auch am Morgen noch unter null, darf er bleiben. Später kommen zwei Kripoleute zu Serdar Yildirims Mutter. »Sie haben gefragt, ob wir Klaus kennen. Mein Mutter wollte wissen, wieso sie danach fragen«, sagt Serdar Yildirim. »Sie haben gesagt, dass er im Krankenhaus gestorben ist.« Tatsächlich stirbt Klaus Fahnert auf einer Bank neben der Charité. Dort hat er sich hingelegt, nachdem er am Morgen die Rettungsstelle verlassen hat.

An Serdar Yildirims Kiosk wird ein Schild aufgestellt, das Klaus' Tod mitteilt. »Ein Kunde von mir hat gesagt, wollen wir nicht Kerzen aufstellen. Das haben wir dann gemacht, mit Kerze und seinem Bild. Dann haben Leute Wodka gekauft und eine volle Flasche hingestellt. Viele haben etwas gebracht. Nachdem Klaus tot war, wollten sich ein paar ältere Leute an den Platz von Klaus setzen, da hab ich gesagt: Nein. Obwohl die Fläche gar nicht mir gehörte. Das wollte ich nicht.« Ein Kunde kommt, Serdar bedient ihn, cool, aber freundlich. Er sieht jede

Nacht viele Menschen. Vor zehn Uhr abends trifft man ihn in seinem Kiosk nicht an. Manchmal wird es auch später, bis er den Platz an der Kasse einnimmt.

Das Tacheles gegenüber ist noch da, und die Künstler sind noch im Haus, als Serdar Yildirim in seinem Container Bier und Zigaretten verkauft und von Klaus Fahnert erzählt. Das Treppenhaus des Tacheles ist noch offen. Im Keller, wo früher die Ständige Vertretung war, steht das Wasser. Das Atelier des weißrussischen Malers Alexander Rodin unter dem Dach hat die HSH Nordbank räumen lassen, das Café Zapata und das Kino wurden angeblich mit einer halben Million Euro aus dem Haus gekauft. Das Geld kam von einem Anwalt, der seinen Auftraggeber nicht nennt. In der Presse ist von einem unbekanntem Investor die Rede. Eines Tages besetzt Securitypersonal das gesamte Haus und sperrt die Künstler aus. Fakten sollen geschaffen werden. Per Gerichtsbeschluss und mit Hilfe der Berliner Polizei werden die Sicherheitsleute der Bank aus dem Haus verwiesen. Der Trägerverein des Tacheles kopiert die juristischen Verkehrsformen des Kapitals und entzieht durch eigene Insolvenz der Bank den Ansprechpartner. Nun ist die Bank gezwungen, sich mit jedem einzelnen Untermieter ins Benehmen zu setzen. Die Bank erobert sich Raum für Raum zurück. Gegen die Nutzer der Ateliers werden Räumungsklagen eingereicht.

Es gibt wenig Protest in der Stadt gegen das bevorstehende Ende des Hauses. Für die Touristen ist das Tacheles seit vielen Jahren ein Denkmal für die frühen Jahre des neuen Berlin, eine Gedächtniskirche des Ostens. Für die Berliner ist

das Tacheles ein kuriozes Überbleibsel aus einer längst vergangenen Epoche. Selbst Tacheles-Veteranen reagieren zwiespältig auf das mögliche Ende des Projekts. Zu ermüdend waren die ewigen Machtkämpfe zwischen den verschiedenen Fraktionen im Haus. Zu viel Kunsthandwerk wurde betrieben. Die Zeit, als aus dem Haus kulturelle Impulse in die Stadt hinausstrahlten, sind lange vorbei. Aber auch diese Klage ist fast so alt wie das Haus selbst. Schon 1992 meinten Leute, das Tacheles sei ein potemkinsches Dorf geworden. Vielleicht konnte das Haus deswegen zum Symbol werden für eine Vorzeit, die noch nicht einmal mythisch genannt werden kann, weil sie zu fragmentarisch, zu flüchtig und zu widersprüchlich war, als dass man sie in eine große Erzählung zwingen könnte.

In den Neunzigern hat die Fundus-Gruppe des Investors Anno August Jagdfeld das Gelände erworben. Eine kul-



Rückseite des Tacheles, 1991

turelle Nutzung des denkmalgeschützten Kunsthauses wird auf Dauer festgeschrieben. Für die symbolische Miete von einer D-Mark erhält das Tacheles einen Vertrag über zehn Jahre. Fundus leiht sich Geld für das ehrgeizige Projekt, Geschäftshäuser und Wohnungen rund um das Tacheles auf die Superbrache im Herzen von Mitte zu setzen. Gebaut wird nie, das Unternehmen gerät in finanzielle Schwierigkeiten. Grundstück und Kunsthaus werden unter die Zwangsverwaltung der HSH Nordbank gestellt, die während der Finanzkrise selbst mit Steuergeld vor dem Ruin gerettet werden muss.

Irgendwann stellt die Bank im Tacheles Strom und Wasser ab. Von einem Tag auf den anderen verschwindet Serdar Yildirims Containerkiosk, mit ihm die Fotos von Klaus Fahnert, die dort an ihn erinnern haben. Das Gelände wird eingezäunt. Am 4. September 2012 wird das Haus geräumt. »Die Ideale sind ruiniert, retten wir die Ruine«, hatte jemand nach der Besetzung des Tacheles auf ein Transparent geschrieben. Man kann den Spruch als hellsichtige Beschreibung der Besetzergesellschaft lesen. Man kann ihn aber auch als Kommentar auf die deutsche Geschichte verstehen. Mit dem Schließen der Lücken endet nicht nur die Zeit nach der Wende. Mit der Bebauung der Tacheles-Brache wird in Berlin die Nachkriegszeit vorbei sein. Die vielen Spuren, die von der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts in Berlin erzählt haben, sind selbst Geschichte geworden.

Nach dem Fall der Mauer wurde Mitte aus einem langen Schlaf aufgeweckt. Die Clubs, Bars und Galerien, die hier entstanden sind, haben das Bild Berlins als wilder, krea-

tiver und produktiver Stadt geprägt. Möglich war das, weil es Platz gab, passiert ist es, weil es genügend Leute gab, die Zeit, Kraft und Ideen investiert haben. Kreative Leute gibt es immer noch genügend, die Stadt wächst. Am 31. Dezember 2011 lebten 3,5 Millionen Menschen in Berlin, so viele wie noch nie seit Kriegsende. Die Jungen und Kreativen zieht es vor allem aus dem EU-Ausland nach Berlin. Die bunte, hyperaktive Szene, die in der Stadt Kunst und Musik produziert, ist vom Senat als Standortfaktor erkannt worden. Sie hat sich seit 1989 aber nur entwickeln können, weil es bezahlbaren Raum in der Innenstadt gab. Wenn Anfang der Neunziger eine Broschüre des Kulturamts Mitte klagte: »Die Verdrängung beginnt jetzt!«, dann störte das die meisten nicht allzu sehr, weil es genügend Platz gab, an den man ausweichen konnte, wenn ein Zwischennutzungsvertrag auslief. Heute sind die Spielräume geschrumpft. Um Zinsen zu tilgen und Investoren nach Berlin zu holen, hat der Senat seit der Wiedervereinigung im Bezirk Mitte 85 Prozent der städtischen Liegenschaften verkauft, lässt man Straßenland, Parks und öffentliche Einrichtungen außen vor. Im Jahr 2010 hat der zuständige Liegenschaftsfonds 533 Immobilien mit einer Gesamtfläche von 1,1 Millionen Quadratmetern verkauft. Darunter ein Gefängnis, Opernwerkstätten und eine Kita. Von den so erzielten 190 Millionen Euro Einnahmen wurden 156 Millionen an die Landeskasse weitergereicht. Die Senatoren für Finanzen und Wirtschaft freut das.

Zweiundzwanzig Jahre nach dem Mauerfall erschien eine neue Single von David Bowie. Das Stück erzählt von einem Mann, der im Dschungel, der legendären Disko in der

Nürnberger Straße sitzt, »lost in time«, nahe dem KaDeWe. Der Erzähler erinnert sich daran, wie 20.000 Menschen die Bösebrücke überquerten, »fingers are crossed, just in case«. Auf der westlichen Seite der Brücke befand sich der Grenzübergang Bornholmer Straße. Er war der erste Übergang, der am Abend des 9. November 1989 für die Bürger der DDR geöffnet wurde. Der Refrain des Lieds fragt: »Where are we now?« David Bowie scheint mit dem Fall der Mauer einen einschneidenden Moment und die Erinnerung daran mit einem Gefühl des Verlusts zu verbinden.

Die meisten Leute, die nach dem Fall der Mauer in Mitte unterwegs waren, sprechen über die Vergangenheit mit der heiteren Gelassenheit, die Menschen eigen ist, die wissen, dass sie etwas besitzen, was ihnen keiner nehmen kann. Sie haben erlebt, dass man sich gemeinsam mit anderen in einem selbst definierten Rhythmus bewegen kann, ohne nach Sinn und Zweck zu fragen. Vielleicht ist das auch der Grund, warum nicht alle alles erzählen wollen. Die entscheidenden Sätze werden oft erst gesagt, wenn das Band nicht mehr läuft, oder sie werden erst gar nicht ausgesprochen. Bestimmte Erfahrungen will man lieber für sich behalten. Das Unbehagen gegenüber der Historisierung, der Festlegung und Archivierung der eigenen Erlebnisse hat nicht nur damit zu tun, dass die Magie bestimmter Momente eben darin besteht, nicht wiederholt werden zu können. Es speist sich auch aus dem Verdacht, dass Historisierung uns von unseren Erfahrungen abschneidet. Die Partys in Mitte waren vielleicht die letzte Gelegenheit etwas zu erleben, das nicht schon im selben Moment ins Netz einge-

Warum Berlin heute ist, was es ist.

Wie kam es, dass gerade die geteilte und durch Krieg und Diktaturen versehrte Stadt zu einer pulsierenden Metropole wurde? Wer Ulrich Gutmairs Spurensuche folgt, erfährt, warum die Zwischenzeit der Nachwende die Stadt und das Land noch heute prägt. Und warum Berlin heute ist, was es ist.

Nach dem Fall der Mauer wird Berlin für einen Moment zur Hauptstadt der Gegenwart. Berlin-Mitte mit seinen Brachen und zerfallenden Häusern ist das Zentrum einer neuen Bewegung. Künstler, Hausbesetzer, Clubbetreiber, Galeristen, DJs und Raver eignen sich die alte Stadtmitte an und erwecken sie wieder zum Leben. Diese Zwischenzeit, die das Image der Stadt noch heute prägt, dauert nur ein paar Jahre. Die meisten Bars, Clubs und Galerien, die zwischen 1990 und 1997 entstanden, gibt es nicht mehr. Zahlreiche Geschichten kursieren über die unmittelbare Zeit nach der Wende, aber nur wenige wurden aufgeschrieben. Ulrich Gutmair war dabei. Er lässt Akteure von damals zu Wort kommen und verwebt Erinnerungen mit historischem Material zu einem elektrisierenden Porträt der gerade wiedervereinigten Stadt auf dem Sprung zur Metropole.



4. Aufl. 2014, 256 Seiten, Klappenbroschur, 12 s/w
Abbildungen
ISBN: 978-3-608-50315-9



Kristin Loschert

Ulrich Gutmair

Ulrich Gutmair wurde 1968 in Dillingen an der Donau geboren. Er schreibt seit gut zwanzig Jahren für Tageszeitungen und Magazine über Pop und ...

Nach dem Fall der Mauer wird Berlin für einen Moment zur Hauptstadt der Gegenwart. Berlin-Mitte mit seinen Brachen und zerfallenden Häusern ist das Zentrum einer neuen Bewegung. Künstler, Hausbesetzer, Clubbetreiber, Galeristen, DJs und Raver eignen sich die alte Stadtmitte an und erwecken sie wieder zum Leben. Diese Zwischenzeit dauert nur ein paar Jahre. Die meisten Bars, Clubs und Galerien, die zwischen 1990 und 1997 entstanden, gibt es nicht mehr. Zahlreiche Geschichten kursieren über die unmittelbare Zeit nach der Wende, aber nur wenige wurden aufgeschrieben.

GESTALTUNG:
HERBURG WEILAND, MÜNCHEN
AUTORENFOTO: KRISTIN LOSCHERT